

Peter Bichsel

Zur Stadt Paris

Bibliothek Suhrkamp

SV

Band 1179 der Bibliothek Suhrkamp

Die Welt des Peter Bichsel – und damit auch die Welt seiner Geschichten in *Zur Stadt Paris* – ist nie gegeben, d.h. definiert und eindeutig, sondern immer offen und einladend für jeden, der Phantasie des Autors und dazu der eigenen zu folgen, um in der Vielfalt des Lebens nach Liebe, Hoffnung und Geborgenheit zu suchen. Mit *Zur Stadt Paris* ist Bichsel ein Geschichtsbuch gelungen, das uns Lesern – mal in kurzen Zügen, dann wieder mit längerem Atem – davon erzählt, daß es gerade das Kleine, das Minimale, das unscheinbar vor Augen Liegende ist, das uns, beobachtet man es genau oder läßt es einfach sprechen, alles über uns verrät.

PETER BICHSEL
ZUR STADT PARIS

Geschichten

Suhrkamp Verlag

Erste Auflage 2019

Suhrkamp Verlag Berlin

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1993

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlags reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag: Willy Fleckhaus

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-24206-3

*für Nina Almayer
und Monsieur Peyrol*

ZUR STADT PARIS

In Langnau im Emmental gab
es ein Warenhaus. Das hieß
Zur Stadt Paris. Ob das eine
Geschichte ist?

DER DA SITZT IN SEINEM HAUS

Der Mann, der da sitzt in seinem Haus, ist ein Mann, der das erreicht hat, was er wollte. Er ist als kleiner Junge mal an einem Haus vorbeigegangen – vorbeigegangen und stehengeblieben – und hat sich gesagt, in so einem Haus möchte ich mal leben. Er ist einige Jahre später am »Goldenen Engel« vorbeigegangen – vorbeigegangen und stehengeblieben – und hat sich gesagt, an so einem Tisch möchte ich mal essen.

Er kannte das Wort Champagner und das Wort Kaviar und das Wort Bordeaux, bevor er auch nur eine Ahnung hatte, wie das schmeckt, aber er wußte, aufgewachsen bei einem einfachen Mann, daß nicht alle Menschen die Gelegenheit haben, im Laufe ihres Lebens ebendas zu schmecken. Also werden Leute, die das schmecken, andere Leute sein als jene, die das nicht schmecken.

Das Leben ist kurz, sagte er sich, und er wurde weit über neunzig, aber das einzige, was ihm passiert ist in seinem Leben, das ist, daß er an einem Haus vorbeigegangen ist – als Kind – und sich gesagt hat, daß er in einem solchen Haus mal leben möchte, daß er am »Goldenen Engel« vorbeigegangen ist und gewußt hat, daß er an einem sol-

chen Tisch mal essen werde. Und wenn er das erreicht hätte, dann wäre das ein Märchen; aber er hat es erreicht, und es ist kein Märchen.

Sein Vater, ein grober Kerl und dabei feingliedrig, hager und muskulös, war ein schweigsamer Mensch, und die Familie – eine Mutter, irgendeine Mutter, ein Bruder, eine Schwester – zitterten vor ihm, weil er jähzornig war. Nun wäre es schlimm genug gewesen, wenn er seine Jähzornanfälle gehabt hätte, aber er hatte in seinem ganzen Leben keinen einzigen Anfall. Der Anfall war nur zu erwarten, und er kam nie. Das machte die Familie still, und man hatte sich über die ausbleibenden Jähzornanfälle auch nie verständigt, wobei jeder von jedem und alle von allen wußten, auf was sie zu warten hatten und was – glücklicherweise und unglücklicherweise – nie eintraf.

In jener Zeit also, als Bruder, Schwester und Mutter zu Hause warteten, ging er am »Goldenen Engel« vorbei. Und wäre sein Vater nicht Friedhofsgärtner gewesen, er hätte es wirklich geschafft. Aber inzwischen ist für den Mann, der da sitzt in seinem Haus, der »Goldene Engel« weit unter seiner Zahlungsfähigkeit und das Haus, in dem er sitzt, weit luxuriöser als jenes, in dem er wohnen wollte.

Sein Vater also war Friedhofsgärtner. Gruben für Leichen gehörten zu seinem Alltag, und Pflanzen

waren nicht schön, sondern Arbeit. Nicht daß er ein Unmensch gewesen wäre, nicht daß er nicht eine Neigung zur Schönheit gehabt hätte. Er bildete sich sogar im Alter noch ein, daß seine ange- traute Ehefrau einmal hätte schön gewesen sein können, warum nicht?

Das ist die ganze Geschichte, und nun sitzt er also in seinem Haus, das trotz Umbauten und Verzierungen nicht jenem gleichen will, an dem er einmal vorbeigegangen – vorbeigegangen und ste- hengeblieben – ist. Unnötig zu erwähnen, daß er reich geworden ist, unnötig zu erwähnen, wie und weshalb. Aber er hatte als Kind fast täglich seinen Vater auf dem Friedhof besucht, ist an den Grab- steinen vorbeigegangen, hat die Namen gelesen und die Daten, und er hat sich dabei auch etwas gedacht – irgend etwas – das hat ihm das ganze Leben versaut. Die Triefäugigkeit hält sein Arzt, ein Professor, der auch in einem Haus wohnt, für eine Bagatelle und für medikamentös leicht ein- stellbar.

BEGINNEN

Nachdem sie sich nicht erinnere, wie sie sprechen gelernt habe, könne es ja auch nicht sein, daß sie sich erinnere, wie sie gehen gelernt habe – trotzdem, seit ihr Mann sie verlassen habe, erinnere sie sich.

EINE FRAU

Die dreijährige Nora hat sich was angeschaut,
nämlich jene Bewegung des Kopfes, mit der sich
jene Frau die Haare aus dem Gesicht wirft.
Nun tut sie das auch – für ihr ganzes Leben – und
ist auch eine Frau.

ÜBERLEBEN

»Ja, schon«, sagte der Achtzigjährige anlässlich seines Geburtstages und als man ihn für sein gutes Gedächtnis lobte. »Ja, schon«, sagte er, »aber dieses dauernde Gefühl, etwas vergessen zu haben.«

Er hatte sich als Zweiundzwanzigjähriger vorgenommen, sich umzubringen.

KEHBA

Ein junger Eskimo im nördlichen Alaska findet – ich stelle mir vor: im Schnee – einige Blätter einer alten Illustrierten. Vom Artikel, den er liest, fehlen Titel und Ende. Die paar Zeilen, die noch zu lesen sind, und die beiden Bilder genügen. Es ist ein Bericht über Transvestiten in New York. Das überrascht ihn sehr, daß es das gibt, und er steckt die Blätter ein. Er selbst ist ein Mann.

Erst Monate später macht er sich auf in die Stadt – durch den Schnee und zu Fuß, stelle ich mir vor, immer durch den Schnee bis New York.

Die Frau neben mir an der Bar ist nicht hübsch, aber fraulich, sie ist rundlich – das ist die Hormonbehandlung, sagt sie –, hat ein breites Gesicht und eine dunkle Stimme. Sie trägt, hier im Dunkeln, eine billige Plastiksonnenbrille mit rotem Gestell. Sie ist, wie alle hier um diese Zeit, betrunken, dies aber keineswegs laut und lallend wie ein Mann, sondern müde wie eine Frau. Sie ist nicht schön, aber sie gefällt mir mit ihren breiten Bak-

kenknochen, sie ist fast ungeschminkt. Als sie feststellt, daß sie mir gefällt, sagt sie etwas, und ich glaube vorerst, es liege an meinen schlechten Englischkenntnissen, daß ich verstehe: »Ich bin ein Mann.« Ich teile ihr mein vermeintliches Mißverständnis nicht mit, aber ich lächle bei der Vorstellung, daß ich verstanden habe, sie sei ein Mann, und sie erscheint mir jetzt noch fraulicher – sie hat sicher Kinder, und sie hat es sicher schwer, oder sie hat ein unschönes Gewerbe oder beides – wenn, dann beides. Draußen wird es schon hell, und sie wiederholt den Satz, den ich mißverstanden habe, so oft, bis ich sicher sein muß, ihn nicht mißverstanden zu haben: »Ich bin ein Mann.«

»Nein, du bist es nicht«, sage ich, »du bist eine schöne Frau«, sage ich. »Ich bin nicht schön«, sagt sie, und das sagt sie nicht so, wie eine schöne Frau das sagen würde. Sie ist nicht schön. »Aber mir gefälltst du«, sage ich.

Nun steht sie auf, öffnet ihre Hosen, und diese Bewegung des Hosenöffnens ist das erste und einzig Männliche, was ich an ihr entdecke. Hier öffnet eine Frau ihre Hosen, wie das ein Mann tut. Und zwischen den Beinen hängt das, was zwischen den Beinen der Männer hängt, ganz klein und eingeschrumpft – die Hormonbehandlung, sagt sie. Und sie schließt ihre Hosen und ist wieder eine Frau.

Sie heißt Kehba Comming. Sie schreibt es mir auf einen tiefgelben Zettel, der herumliegt: »Kehba Comming, 472 west 51st street, apartment BN.«

Kehba Comming ist nicht der Name des Mannes, der tief in ihr drin ist. Es ist der Name der Frau, die mir erzählt, wie sie einst ein Mann war in Alaska. Ich stecke den tiefgelben Zettel ein. Ich bin geschmeichelt, daß sie ihn mir gibt, vielleicht mag sie mich. Ich sage, daß ich hoffe, daß wir uns wiedersehen. Ich nehme mein Herausgeld von der Bar und gehe.

Aber unter der Tür bleibe ich stehen, warte und gehe dann noch einmal zurück. »Entschuldige mich«, sage ich, »ich habe dich heute richtig ausgefragt, ich habe zu viel gefragt, ich hoffe, meine Fragen haben dich nicht gekränkt, aber ich hätte noch eine Frage.«

»Ja«, sagt sie.

»Bist du glücklich«, frage ich.

»Das fragen alle«, sagt sie, »aber es ging mir nicht darum, glücklich zu werden, es ging mir darum, eine Frau zu werden, ihr Männer versteht das nicht.« Ich wollte ihr noch etwas Gutes tun, als ich sagte, ich liebe dich, und ging.

DIE PUTZMACHERIN

Inzwischen war sie eine junge Frau geworden, und ihr fast zwanzig Jahre jüngerer Bruder liebte es, auf ihren Hüften zu reiten. Wenn sie nach Hause kam, aus der großen Stadt, wo sie studierte, rannte ihr der kleine Bruder entgegen, sprang in die Höhe und drehte sich in der Luft, so daß er auf ihre rechte Hüfte zu sitzen kam. Sie mochte das sehr und sie war gern eine Frau geworden.

Studieren allerdings war für sie eine Pflicht, sozusagen nichts anderes als eine Folge ihrer Intelligenz, oder – wie sie das nannte – eine Folge ihres schulischen Fleißes. Sie wäre viel lieber Modistin geworden, wobei man sie mit Recht in Verdacht hatte, daß ihr vor allem das deutsche Wort für Modistin so sehr gefiel – Putzmacherin.

Nun fiel sie allerdings auch als Studentin auf, nämlich durch besonderen Ehrgeiz, und nachdem alle wußten, daß sie lieber Putzmacherin geworden wäre, nannte man sie dumm. Ihr Ehrgeiz war aber nichts anderes als ihre Form von Einsamkeit. Sie sprach nie und mit niemandem von ihrem Studium, und sie hatte in ihrem privaten Leben kaum Spuren von Ehrgeiz, viel eher eine Neigung zu kindischem Blödsinn, der dann zusammen mit ihrer

frühen Fraulichkeit eine Mischung ergab, die eine leichte dunkle Traurigkeit hatte.

Sie wußte ihre Freunde zu verführen, und sie kicherte, wenn es ihr gelang, und sie war stolz auf eine kleine Blinddarmnarbe, die sie sich absichtlich und wissentlich erworben hatte als Kind, weil ihr der Hausarzt so sehr gefiel und weil sie in der Klasse schon zwei Freundinnen hatte, die ihren Blinddarm weg hatten. Sie erkundigte sich also ganz genau, wo und wie das weh tut, daß man erst schreien müsse, nachdem der Arzt seine Hand von der Stelle wegnehme, und nicht etwa, wenn er drücke. Sie aber schrie nicht, sondern biß nur ein kleines bißchen auf die Zähne. Das wirke überzeugender, dachte sie.

Zudem hatte sie den Arzt in Verdacht, daß er sie durchschaut habe und das Spiel nur ihr zuliebe mitmache. Der Arzt habe sich auch gefreut über die besonders feine und ausgesprochen kleine Ausführung ihres Geschlechts – erzählte sie, – und er habe seine beiden Gehilfinnen hereingerufen, um ihnen die Muschel zwischen ihren Beinen vorzuführen.

Allerdings reichte die erste simulierte Blinddarmreizung nicht aus, und sie fragte ihre Freundinnen weiterhin vorsichtig aus – jetzt bereits als Mitverschworene, die bereits eine Reizung gehabt hatte. Sie erzählte also von ihren Schmerzen und bekam